



WEHRHAFT: In Mali herrscht Bürgerkrieg, Geldauszahlungen werden vom Militär gesichert. Auch für Entwicklungshelfer ist die Arbeit hier gefährlich.

»Akzeptanz ist unsere Schutzweste«

Wie gefährdet sind Entwicklungshelfer in Krisengebieten? Fragen nach dem Tod eines Mitarbeiters der Welthungerhilfe

Der Italiener Giovanni Lo Porto wurde im Januar 2015 im Alter von 39 Jahren bei einem Antiterrorereinsatz der USA mit Drohnen in Pakistan unbeabsichtigt getötet. Lo Porto war 2012 von al-Qaida in Pakistan entführt worden. Der Sicherheitsexperte der Welthungerhilfe, Josef Frei, erklärt, welche Strategien die Welthungerhilfe hat, damit Mitarbeiter möglichst nicht in Gefahr geraten.

WELTERNÄHRUNG: Was bedeutet der Tod von Giovanni Lo Porto für die Welthungerhilfe?

Josef Frei: Wir sind am Boden zerstört und trauern um unseren lieben Kollegen, der sich mit ganzem Herzen eingesetzt hat. Wir wissen, dass Pakistan zu den riskanten Ländern gehört, und unsere Mitarbeiter werden darauf vorbereitet. Aber eine Entführung mit Todesfolge hat es in der 53-jährigen Geschichte der Welthungerhilfe noch nicht gegeben.

Die Risiken für Entwicklungshelfer sind in den letzten Jahren extrem gestiegen. 2013 gab es laut dem Aid Worker Security Report 264 Angriffe auf humanitäre Organisationen, viermal mehr als ein Jahrzehnt zuvor. Wie kann die Welthungerhilfe ihre Mitarbeiter schützen?

Der Bürgerkrieg in Syrien hat unser Bewusstsein dafür geschärft, dass Entwicklungshelfer auch bewusst zum Ziel von Angriffen werden können. Wir nehmen die Sicherheit unserer Mitarbeiter sehr ernst und denken sie in jedem Schritt mit – etwa, wenn wir Projekte auswählen oder das Budget planen. Sicherheitsfragen erfordern oft schnelle Reaktionen. Daher stehe ich als Sicherheitsbeauftragter im direkten Austausch mit dem Vorstand und berate über die Sicherheitssituation mit den Projektländern.

Die Welthungerhilfe macht zweimal jährlich eine Bedrohungsanalyse. Demnach arbeitet sie derzeit in sieben Staaten, die als »sehr gefährlich« eingestuft werden. Was rechtfertigt dieses Risiko?

Gerade in Risikoländern haben die Menschen Hilfe am nötigsten. Als Hilfsorganisation dürfen wir uns nicht die Rosinen herauspicken. Natürlich zwingen wir niemanden, in gefährliche Länder zu gehen, und wählen nur geeignete Bewerber aus. Alle entsandten Kollegen absolvieren Sicherheitstrainings und Erste-Hilfe-Kurse. Sicherheitskonzepte vor Ort helfen, die Gefahren so weit wie möglich zu minimieren. Außerdem kennen die lokalen Mitarbeiter den landesspezifischen Kontext genau und können die Sicherheitslage sehr gut einschätzen. Von ihren Erfahrungen und ihrem Wissen profitiert das gesamte Welthungerhilfe-Team im Land.

Wer eignet sich denn für ein Krisenland?

Abgesehen von den jeweiligen Fach- und Landeskennnissen müssen unsere Kollegen vor Ort psychisch sehr belastbar sein – allein schon, um mit den Lebensumständen etwa in Zentralafrika oder im Südsudan klarzukommen. Außerdem müssen sie sich bemühen, vor Ort akzeptiert zu werden. Wer sich freizügig kleidet, Alkohol trinkt, nachts unterwegs

ist oder Statements über Politik und Religion abgibt, kann sich zum Beispiel in muslimischen Projektländern unbeliebt machen. In Deutschland finden wir nicht immer geeignete Bewerber, die sich auf ein solches »Abenteuer« einlassen. Daher stellen wir oft Experten aus Drittländern an.

Im Südsudan arbeitet die Welthungerhilfe gerade in einem Bunker. Was bedeutet das?

In unserer Projektregion Bentiu im Südsudan wird wieder geschossen. Das passiert mindestens alle zwei Monate. Meist skype ich mit der Landesdirektorin, und wir überlegen in Rücksprache mit dem Programmdirektor, ob sich das Mitarbeitererteam an einen sicheren Ort zurückziehen soll. Dann arbeitet es in einem schussicheren Schutzraum, bis offiziell Entwarnung gegeben wird. Wenn eine größere Attacke angekündigt würde, würden wir auch evakuieren und die Projektarbeit vorübergehend einstellen. Unsere Mitarbeiter im Südsudan sind besonnen und erfahren genug, um die jeweilige Situation gemeinsam mit uns richtig einschätzen zu können.

Wann haben Sie als Sicherheitsmanager einen guten Job gemacht?

Sicherheit ist Teamarbeit: Vorstand, Länderdirektoren und ich arbeiten gemeinsam Strategien aus, um auf mögliche Gefahren richtig zu reagieren. Ganz verhindern können wir Zwischenfälle leider nicht, nur die Risiken senken. Zwar können wir unsere persönliche Sicherheit durch entsprechendes Verhalten verbessern, doch die allgemeine Sicherheitslage können wir nicht beeinflussen. Anschläge oder Minen können auch für uns zu einer Gefahr werden.

Wie verhindern Sie, dass die Welthungerhilfe ins Visier von radikalen Gruppen gerät, weil sie vermeintlich feindliche Lebenskonzepte transportiert?

Dafür haben wir ein einfaches Rezept: Akzeptanz. Die Welthungerhilfe arbeitet immer mit der Bevölkerung, nicht gegen sie. Nur deshalb können wir uns sogar in Hochrisikoländern relativ sicher bewegen. Die beste Projektidee ist nichts wert, wenn die lokale Gesellschaft dagegen ist. Auf ein Hygieneprojekt für Frauen im ländlichen Afghanistan mussten wir deshalb schon mal verzichten. Projekte lassen sich nicht durchboxen. Dann könnten wir nichts bewirken und bekämen auch ein Sicherheitsproblem.

Gefährdet die militärische Präsenz in einem Land wie Afghanistan die Entwicklungshelfer?

Nein. Wir machen immer wieder klar: Wir sind neutral, unabhängig und wollen es auch bleiben.

INTERVIEW



Josef Frei (49) arbeitet seit 2013 für die Welthungerhilfe in Bonn als Referent für Sicherheitsmanagement. Zwischen 2007 bis 2012 war er Militärbeobachter für die Vereinten Nationen und die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa in Georgien und Syrien, zuvor Berufsoffizier bei der Schweizer Armee. Er hat an der Universität Basel Konfliktanalyse und Konfliktbewältigung studiert.

Solange wir als eigenständige Organisation herausfahren, ist das eigentlich kein Problem. Viele Konfliktparteien unterscheiden klar zwischen Militär und Hilfsorganisationen.

Verhandelt die Welthungerhilfe auch mit Rebellen, um die Projektarbeit zu sichern?

Wir verhandeln grundsätzlich mit allen am Konflikt beteiligten Parteien. Es ist wichtig, alle Kräfte einzubinden und ihnen zu erklären, was wir im Land tun. In vielen Krisenländern gelten alle Ausländer als Spione. Dieses Gerücht wollen wir natürlich widerlegen und zeigen, dass wir keine Bedrohung darstellen. Aber dafür braucht es viel Vertrauen von beiden Seiten. Bis eine Gruppe sich auf ein Treffen mit uns einlässt, kann es Monate oder Jahre dauern.

Wie können Mitarbeiter nach einem Angriff mit dem Schrecken fertig werden?

Wenn ein einheimischer oder internationaler Kollege einen Überfall oder eine besonders harte Situation erlebt hat – etwa die Ebolakrise in Westafrika –, bieten wir an, einen Kontakt zu unserem Kölner Psychologen herzustellen. Gerade ältere, männliche Mitarbeiter scheuen sich aber davor. Jüngere Kollegen sehen das anders. Ich habe nach zwei Jahren Einsatz in Syrien eine Supervision gemacht und kann das sehr empfehlen.

Das Interview führte Christina Felschen, freie Journalistin in San Francisco, USA.